

Feature I

Akutagawa Ryūnosuke Mensura Zoili

Ich befand mich im Salon eines Schiffes und blickte über den Tisch hinweg auf einen seltsamen Mann.

Einen Augenblick! War es tatsächlich ein Schiffssalon? Zwar will es mir so scheinen aufgrund der Einrichtung und der Wellen vor dem Fenster, allerdings könnte es auch ein alltäglicherer Ort gewesen sein. Aber nein, es war doch der Salon eines Schiffes, denn andernfalls hätte es weniger stark geschwankt. Da ich nicht Kinoshita Mokutarō¹ bin, vermag ich nicht zu bestimmen, wie viele Zentimeter die Schwankung betragen haben mag, aber dass das Schiff beträchtlich schwankte, steht außer Frage. Wer meine Schilderung für übertrieben hält, hätte mit eigenen Augen sehen sollen, wie vor dem Fenster der Horizont sich immer wieder hob und senkte. Der Himmel war bedeckt, das Meer eine endlose Weite von dunklem Grün, doch dort, wo das Grün an die grauen Wolken stieß, schien das runde Fenster wie von einer Saite zerschnitten. Von Zeit zu Zeit flog etwas von der Farbe des Himmels vorbei, wohl eine Möwe.

Nun, der seltsame Mann, dem ich begegnete, trug eine Brille gegen Kurzsichtigkeit mit starken Gläsern auf der Nase und las sichtlich gelangweilt in einer Zeitung. Das Gesicht mit dem buschigen Schnauzbart und dem kantigen Kinn kam mir bekannt vor, aber ich konnte mich einfach nicht entsinnen, woher ich den Mann kennen mochte. Sein langes, struppiges Haar ließ den Schluss zu, dass er zur Klasse der Literaten und bildenden Künstler zählte. Allerdings wollte der braune Anzug dazu nicht passen.

Ich nippte an einem kleinen Becher mit süßem Wein aus dem Westen und warf ihm verstohlene Blicke zu. Auch ich langweilte mich und hätte ihn gerne angesprochen, doch wirkte er so abweisend, dass ich damit zögerte.

Plötzlich streckte der Mann mit dem kantigen Kinn mit einem Ruck seine Beine aus und sagte mit einem unterdrückten Gähnen in der Stimme: „Wie langweilig!“ Dann warf er durch die Brille einen kurzen Blick auf mich und wandte sich wieder der Zeitung zu. In diesem Augenblick war ich mir sicher, dem Mann irgendwo schon einmal begegnet zu sein.

¹ (Eigentlich Ōta Masao, 1885–1945) Jap. Schriftsteller, Dichter, Bühnenautor und Literaturkritiker, bekannt für seine genauen Beobachtungen und Beschreibungen. Als Dermatologe lehrte er an verschiedenen Universitäten.

Außer uns beiden war niemand im Salon.

Kurze Zeit später ließ sich der seltsame Mann erneut vernehmen: „Wie langweilig!“ Anschließend warf er die Zeitung auf den Tisch und sah mir teilnahmslos beim Trinken zu. Daher sagte ich: „Hätten Sie Lust, ein Glas mit mir zu trinken?“

„Nun, vielen Dank.“ Ohne meine Frage zu beantworten, neigte er den Kopf ein wenig und fuhr fort: „Ich langweile mich unendlich. Ich könnte vor Langeweile sterben, ehe wir dort drüben ankommen.“

Ich stimmte ihm zu.

„Es wird noch mehr als eine Woche dauern, bis ich den Boden von Zoilia betrete. Dabei bin ich dieses Schiffes bereits jetzt überdrüssig.“

„Zoilia?“

„Jawohl, den Boden der Republik Zoilia.“

„Gibt es denn ein Land mit Namen Zoilia?“

„Sie erstaunen mich! Sollten Sie Zoilia nicht kennen? Ich weiß nicht, wohin Ihre Reise Sie führt, aber schon seit langer Zeit ist es üblich, dass dieses Schiff den Hafen von Zoilia anläuft.“

Ich war in Verlegenheit. Wenn ich es recht bedachte, wusste ich nicht einmal, wieso ich mich auf diesem Schiff befand. Und den Namen Zoilia hatte ich noch nie gehört.

„Tatsächlich?“

„Gewiss doch! Das Land Zoilia wurde schon immer gerühmt. Sicher haben auch Sie bereits von dem Gelehrten gehört, der Homer heftig attackierte – er stammte aus Zoilia.² In der Hauptstadt des Landes erinnern noch heute prächtige Denkmäler an ihn.“

Sein umfassendes Wissen beeindruckte mich.

„Demnach ist es ein altes Land?“

„Oh ja, es ist alt. Einem Mythos zufolge wurde es ursprünglich von Fröschen bewohnt, die Pallas Athene in Menschen verwandelte. Manche behaupten deshalb, die Stimme eines Zoilianers erinnere an das Quaken eines Frosches, aber das darf man nicht für bare Münze nehmen. Die alten Chroniken von Zoilia enthalten die früheste Erwähnung jenes großen Mannes, der einen Feldzug gegen Homer führte.“

„Pflegt man dort noch immer eine hohe Kultur?“

2 Der Rhetor und Sophist Zoilos (um 400 v. Chr.–um 320 v. Chr.) stammte aus der thrakischen Stadt Amphipolis. Berühmt wurde er als polemischer und häufig böswilliger Kritiker des griechischen Dichters Homer (?–?), weshalb sein Name als Synonym für einen hämischen Kritiker steht.

„Und ob! An der Universität der Hauptstadt lehren und forschen Wissenschaftler von Weltrang. Ein kürzlich dort entwickeltes Wertmessgerät gilt gar als ein Wunderwerk der Neuzeit. Das behauptet zumindest das in Zoilia erscheinende Tagesblatt.“

„Was ist ein Wertmessgerät?“

„Buchstäblich ein Gerät zur Wertermittlung. Hauptsächlich verwendet man es offenbar zur Bestimmung des Wertes von literarischen Werken und Gemälden.“

„Welchen Wertes denn?“

„In erster Linie des künstlerischen, aber selbstverständlich können auch andere Werte damit gemessen werden. Zu Ehren des berühmten Ahnen hat man dem Instrument den Namen Mensura Zoili gegeben.“

„Haben Sie es schon einmal gesehen?“

„Nein, ich kenne es nur von einer Abbildung im Tagesblatt von Zoilia. Was ich dort sah, unterschied sich nicht von einem gewöhnlichen Messgerät. Man stellt es einfach vor einem Buch oder einer Leinwand auf. Zwar wirken sich Rahmen und Buchbindung ein wenig störend auf die Messung aus, aber das nimmt man in Kauf, denn die Abweichung lässt sich nachträglich korrigieren.“

„Zweifellos eine praktische Erfindung.“

„Ja, außerordentlich praktisch. Ein Faktor des zivilisatorischen Fortschritts, wie man zu sagen pflegt.“

Der Mann mit dem kantigen Kinn zog eine Packung Asahi aus der Tasche und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen.

„Das Instrument versetzt alle jene Schriftsteller und Maler in Angst und Schrecken, die glauben, die Katze im Sack verkaufen zu können. Schließlich lässt sich der Wert eines Werkes damit eindeutig numerisch bestimmen. Für besonders weise halte ich, dass man in Zoilia unverzüglich die Zollbehörde mit dem Gerät ausgestattet hat.“

„Warum hat man das getan?“

„Um sicherzustellen, dass der Wert sämtlicher aus dem Ausland kommender Bücher und Bilder gemessen wird und die wertlosen von der Einfuhr ausgeschlossen werden können. Zur Zeit wird jedes einzelne Werk geprüft, ob es nun aus Japan, England, Deutschland, Österreich, Frankreich, Russland, Italien, Spanien, Amerika, Schweden, Norwegen oder irgendeinem anderen Land eingeführt werden soll, wobei die japanischen offenbar keine besonders guten Ergebnisse erzielen. Und das, obwohl es Fachleuten wie uns doch so scheinen will, als gäbe es in Japan eine ganze Reihe fähiger Schriftsteller und Maler.“

Während wir sprachen, öffnete sich die Tür zum Salon und ein schwarzer Steward trat ein. Der flinke junge Mann in indigoblauer Sommerkleidung trug ein Bündel Zeitun-

gen im Arm, die er schweigend auf den Tisch legte, ehe er wieder durch die Tür verschwand.

Das kantige Kinn klopfte die Asche von seiner Asahi und nahm eine der Zeitungen in die Hand. Es handelte sich um das Tagesblatt von Zoilia, bedruckt mit Zeilen in merkwürdigen keilschriftartigen Zeichen. Von neuem war ich beeindruckt von der Gelehrsamkeit des Mannes, der diese sonderbaren Zeichen zu lesen vermochte.

„Das einzige Thema ist noch immer *Mensura Zoili*“, sagte er, während er die Artikel überflog. „Sehen Sie, hier ist eine Tabelle mit Bewertungen der im letzten Monat in Japan veröffentlichten Erzählungen. Sie enthält sogar einen Anhang mit Anmerkungen des Ingenieurs, der die Messungen durchführte.“

„Steht dort etwas über einen gewissen Kume?“, fragte ich nach, neugierig zu erfahren, ob mein Freund Erwähnung fand.

„Kume? Die Erzählung trägt den Titel *Die Silbermünze*?³ Ja, auch die wurde bewertet.“

„Und wie fiel das Urteil aus?“

„Hoffnungslos schlecht. Jedenfalls steht hier, das Motiv des Autors habe offenbar in der Verbreitung von abgeschmackten Lebensweisheiten gelegen. Darüber hinaus heißt es: *Der beherrschende Unterton macht das ganze Werk unerträglich und niveaulos.*“

Ich fühlte mich allmählich unwohl.

„Tut mir leid für Sie“, sprach das kantige Kinn weiter und lachte spöttisch, „aber auch Ihre Erzählung *Die Pfeife* wurde bewertet.“⁴

„Was schreibt man dazu?“

„Beinahe das Gleiche. Sie sei nichts Besonderes. Dann steht hier noch: *Vielleicht hat dieser Autor bereits zu viele Werke produziert?*“

„Oh weh!“

Nun war mir mehr als unwohl, ich fühlte mich der Lächerlichkeit preisgegeben.

„Nicht nur Sie sind diesem Messgerät ausgeliefert, sondern alle Schriftsteller und Maler. Es lässt sich nicht täuschen! Alle Lobpreisung des eigenen Werkes ist vergeblich, denn sein Wert wird allein durch das Instrument bestimmt. Versteht sich, dass auch die wohlwollende Kritik eines Kollegen ohne Einfluss auf die Fakten im Bewertungsbogen bleibt. Nun, es kostet beträchtliche Mühe, ein Werk zu schaffen, das wahrhaftig von Wert ist!“

3 Die Erzählung (jap. *Ginka*) von Akutagawas langjährigem Freund Kume Masao (1891–1952) erschien im November 1916 in der Literaturzeitschrift *Shinshichō*.

4 Akutagawas Erzählung (jap. *Kiseru*) erschien im November 1916 in der Literaturzeitschrift *Shinshōsetsu* (dt. 1959, *Die Pfeife*).

„Aber wie kann man wissen, ob das Messgerät ein korrektes Urteil fällt?“

„Das erweist sich bei der Beurteilung von Meisterwerken. Bei der Prüfung von Mau-passants *Ein Leben*⁵ zeigte die Messnadel sofort auf den höchsten Wert.“

„Das ist alles?“

„Das ist alles.“

Ich schwieg schließlich, denn für mein Gefühl mangelte es dem Kopf mit dem kantigen Kinn ein wenig an logischem Denkvermögen. Doch dann stellte sich mir eine weitere Frage.

„Demnach werden die Werke der Künstler von Zoilia gewiss auch von diesem Instrument beurteilt?“

„Nein, das verbietet ein Gesetz.“

„Und aus welchem Grund?“

„Der Grund? Das wäre undurchführbar, weil das Volk von Zoilia es nicht hinnehmen würde. Zoilia ist seit jeher eine Demokratie. Ein Land, in dem man *vox populi, vox dei* wörtlich nimmt“, sagte das kantige Kinn und lächelte vielsagend. „Allerdings hält sich hartnäckig das Gerücht von der Befürchtung, die Messnadel könne weit nach unten ausschlagen, wenn man auch die einheimischen Werke bewertete. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, befänden sich die Zoilianer fraglos in einem Dilemma. Man müsste entweder die Korrektheit der Messergebnisse infrage stellen oder den Wert der Werke, und beides fände in der Öffentlichkeit keinen Beifall. Aber wie gesagt, es handelt sich nur um ein Gerücht.“

In diesem Augenblick schwankte das Schiff heftig und das kantige Kinn stürzte aus seinem Sessel. Noch dazu fiel der Tisch um, Weinkaraffe und Becher gingen zu Bruch, die Zeitungen fielen auf den Boden. Der Horizont vor dem Fenster war verschwunden. Teller zerbrachen, Stühle polterten umher, Wellen schlugen tosend an die Schiffswand – ein Zusammenstoß, ein Unfall! Oder sollte ein unterseeischer Vulkan ausgebrochen sein?

Als ich erwachte, saß ich in meinem Arbeitszimmer im Schaukelstuhl und hielt das Drama *The Critics* von St. John Ervine⁶ in Händen. Ich war bei der Lektüre in einen Mittagsschlaf gefallen. Was ich für das Schwanken eines Schiffes gehalten hatte, war in Wahrheit das Schaukeln des Stuhls gewesen.

Manchmal denke ich, das kantige Kinn sei Kume gewesen, doch dann kommen mir wieder Zweifel daran. Ich weiß es noch immer nicht.

5 Der Roman (franz. *Une vie*) von Guy de Maupassant (1850–93) erschien 1883 in Fortsetzungen und anschließend in Buchform in Paris (dt. 1894, *Ein Leben*).

6 Drama (London, 1913) des britisch-irischen Dramatikers und Schriftstellers Saint John Greer Ervine (1883–1971).

(Niederschrift am 23. November 1916)
Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „*Mensura Zoili*“. Erstveröffentlichung in: *Shinshichō*, 1917/1.
Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 2.
Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 26-31.

Akutagawa Ryūnosuke Fernöstlicher Herbst

Ich ging durch den Hibiya-Park.⁷

Dünne Wolken bedeckten den Himmel, nur über einer Baumreihe am Horizont stand noch ein blasser blauer Schimmer. Vielleicht war es deshalb kühl und feucht auf dem von herbstlichen Bäumen gesäumten Pfad, obgleich die Abenddämmerung noch nicht hereingebrochen war – der Sand, die Steine, die kahlen Büsche. Ja, auch auf den Platanen, die zu beiden Seiten des Weges die Äste zum Himmel reckten, lag ein matter Glanz wie von Tau, der sich unter das Schattenspiel der träge im Wind schwebenden gelben Blätter mischte.

Mit meinem Rattanstock unter dem Arm und einer erkalteten Zigarre zwischen den Lippen setzte ich ohne ein bestimmtes Ziel meinen einsamen Spaziergang fort.

Auf dem kalten Weg ging niemand außer mir. Totenstill überragten ihn die Äste der Platanen mit ihrem welken Laub. Ganz so, als hätte sich in den vergangenen einhundert Jahren nichts verändert, drang aus dem Nebel zwischen den Bäumen allein das unaufhörliche Plätschern eines Springbrunnens zu mir. An jenem Tag schien in dem einsamen und verlassenem Wäldchen selbst der Lärm der angrenzenden Straßen nur noch leise nachzuhallen wie das Rauschen von Wellen, wenn der Wind sich legt. – In diesem Augenblick übertönte der schrille Ruf eines Kranichs das sanfte Plätschern des Brunnens und stieg von einem Teich tief im Wald zum hohen Himmel hinauf.

Während ich meines Weges ging, fühlte ich eine unbeschreibliche Erschöpfung und Müdigkeit schwer auf mir lasten. Dieses Dasein eines Lohnschreibers, der nie zur Ruhe kommt! Sah ich nicht hilflos meine schöpferische Kraft schwinden wie ein Mann, der auf die Abenddämmerung seines Lebens wartet?

Auch im Park wurde es allmählich dämmerig. Rechts und links des Weges roch es nach Moos und herabgefallenen Blättern, hinzu kam die Ausdünstung der feuchten kalten

⁷ (Jap. *Hibiya kōen*) Öffentlicher Park in Tokyo (Bezirk Chiyoda), 1903 eröffnet als Japans erster Park im westlichen Stil mit Rasenflächen, Blumenbeeten, Musikpavillons und Springbrunnen.

Erde. Ein schwacher süßlicher Geruch, der sich darunter mischte, ging wohl von Blüten und Früchten aus, die im Verborgenen unter Büschen faulten. Da erblickte ich in einer Pfütze am Wegesrand eine blasse Rose, die nicht verschmutzt war und duftete, vielleicht hatte jemand sie gepflückt und weggeworfen. In meiner grenzenlosen Müdigkeit hätte ich ganz und gar eintauchen wollen in diese Gerüche des Herbstes ...

Unwillkürlich hielt ich inne.

Vor mir standen zwei Männer und fegten mit Bambusbesen still die leuchtend auf dem Weg verstreuten Blätter der Platanen zusammen. Ihre an Vogelnester erinnernden struppigen Haare, ihre zerrissenen, die Blöße kaum bedeckenden dunklen Kleider, ihre den Krallen wilder Tiere ähnelnden langen Nägel an Fingern und Zehen – keine Frage, die beiden wirkten nicht wie Arbeiter, deren Aufgabe es war, den Park zu säubern. Noch unerklärlicher war, dass mehrere Krähen geflogen kamen, während ich dort stand, zunächst weite Kreise um die schweigend die Besen schwingenden Männer zogen und schließlich darum wetteiferten, sich auf deren Schultern und Köpfen niederzulassen. Die beiden aber fuhren unbeirrt damit fort, die vom Herbstwind auf dem Sand verstreuten Blätter der Platanen zu fegen.

Langsam drehte ich mich auf dem Absatz um und kehrte auf dem einsamen Weg zwischen Platanen hindurch zurück, die erloschene Zigarre zwischen den Lippen.

Doch Erschöpfung und Müdigkeit, die ich bis dahin empfunden hatte, waren einer stillen Freude gewichen, deren helles Licht sich über mich ergoss. Allein meine bemitleidenswerte Unwissenheit hatte mich glauben lassen, die beiden weilten nicht mehr unter uns. Hanshan und Shide⁸ lebten! Mochte sich auch alles im ständigen Wandel befinden, die beiden fegten noch immer das welke Platanenlaub in diesem Park. Solange sie lebten, war der wehmütige Traum vom alten fernöstlichen Herbst noch nicht ganz aus den Straßen von Tokyo verschwunden. Jener Traum vom Herbst, den von der Lohnschreiberin erschöpfte Menschen wie ich immer wieder zum Leben erweckten.

Mit meinem Rattanstock unter dem Arm piff ich leichten Herzens eine Melodie, als ich aus dem Tor des Hibiya-Parks mit seinem prächtigen Platanenlaub trat. „Hanshan und Shide leben“, flüsterte ich zu mir selbst.

(Niederschrift im März 1920)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

8 Hanshan und Shide: (Japanisch Kanzan und Jittoku) Meist als Paar dargestellte populäre Figuren in der japanischen Zen-Malerei. Hanshan soll als exzentrischer Zen-Dichter in der Tang-Zeit (618–907) in einem Tempel auf dem Berg Tiantang in der chinesischen Provinz Zhejiang gelebt haben, dessen Hausmeister sein ständiger Begleiter Shide war. Der Legende zufolge führten die beiden engen Freunde ein naturverbundenes und selbstbestimmtes Leben fernab von gesellschaftlichen Zwängen und Verpflichtungen. Ihre Darstellung in der Zen-Malerei entspricht der im Text gegebenen Schilderung, wobei der Gelehrte Hanshan zumeist mit einer Schriftrolle ausgestattet ist, Shide hingegen mit einem Besen.

Originaltitel: „*Tōyō no aki*“. Erstveröffentlichung in: *Kaizō*, 1920/4.
 Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 4.
 Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 212-214.

Akutagawa Ryūnosuke Die Frau

Überflutet vom Licht der Hochsommersonne saß das Spinnenweibchen regungslos in der roten Blüte einer China-Rose und dachte über irgendetwas nach.

In diesem Augenblick ertönte vom Himmel her ein Summen von Flügeln, plötzlich landete eine Honigbiene auf der Rosenblüte und brachte sie ins Schwanken. Sofort schlug die Spinne die Augen auf. Noch immer war in der stillen Mittagsluft das schwache Summen der Bienenflügel zu vernehmen.

Lautlos kroch das Spinnenweibchen aus dem Inneren der Rosenblüte hervor. Die Biene war bereits bedeckt von Blütenstaub, ihr Mundwerkzeug steckte in dem Nektar, der sich im Blütenstempel verbarg.

Auf dem roten Blütenblatt der Rose kroch das Spinnenweibchen langsam auf die vom Nektar trunkene Biene zu. Dann warf sie sich ungestüm auf ihren Hals. Wild mit den Flügeln zuckend mühte sich die Biene verzweifelt, ihre Feindin zu stechen. Der von ihren Flügeln aufgewirbelte Blütenstaub tanzte im Sonnenlicht. Die Spinne aber lockerte ihren Biss nicht.

Der Kampf war kurz.

Schon bald konnte die Biene ihre Flügel nicht mehr bewegen. Dann befahl die Lähmung ihre Beine. Schließlich stieß ihr langes Mundwerkzeug noch einige Male krampfhaft ins Leere. Damit endete die Tragödie – eine grauenvolle Tragödie, die sich in Nichts vom Sterben eines Menschen unterschied. – Einen Moment später lag die Biene mit ausgestrecktem Kopf in der roten Blüte der Rose. Ihre Flügel und Beine waren bedeckt von stark duftendem Blütenstaub ...

Ohne sich von der Stelle zu rühren, begann die Spinne, das Blut der Biene zu saugen.

Schamlos durchbrach die Sonne die mittägliche Einsamkeit, welche die Rose nun wieder umgab, und warf ihr Licht auf das mordend und raubend triumphierende Spinnenweibchen. Mit ihrem an grauen Samt erinnernden Leib, ihren gläsernen schwarzen Augen und den Beinen, deren Gelenke wie von einem Aussatz hässlich geschwollen waren, lag die abstoßende Spinne noch lange Zeit auf der toten Biene wie „das Böse“ selbst.

Diese grausame Tragödie sollte sich noch unzählige Male wiederholen. Die rote China-Rose aber erblühte jeden Tag aufs Neue schön in gleißendem Licht und drückender Hitze.

Eines Mittags schien das Spinnenweibchen auf einen Gedanken gekommen zu sein und kroch zwischen Blättern und Blüten hindurch auf einen Zweig. Die in der Hitze welkenden Blätter der Blüte am Ende des Zweiges verströmten einen süßlichen Duft. Dort angekommen, begann die Spinne, emsig zwischen Blüte und Zweig hin und her zu eilen. Allmählich wickelten sich zahllose schneeweiß glänzende Fäden um die welke Blüte und schlangen sich um das Ende des Zweiges.

Kurze Zeit später war ein seidener kegelförmiger Sack entstanden, der blendend hell im Licht der Hochsommersonne strahlte.

Nachdem sie das Nest fertiggestellt hatte, legte die Spinne zahllose Eier auf den Boden des fein gesponnenen Sackes. Anschließend webte sie vor der Öffnung des Sackes einen Teppich aus dicken Fäden, auf dem sie sich niederließ, und endlich einen seidenen Vorhang als Decke für ihre Behausung. Dieser Vorhang, der wie eine Kuppel nur ein einziges Fenster besaß, schirmte die mörderische graue Spinne vom blauen Mittagshimmel ab. Die Spinne – die seit der Geburt abgekehrte Spinne lag tief in Gedanken versunken in dem strahlend weißen Raum, ganz so, als hätte sie die Rose ebenso vergessen wie die Sonne, die Bienen und das Summen von Flügeln.

Einige Wochen vergingen.

In dieser Zeit erwachte im Sack der Spinne neues Leben, das in den zahllosen Eiern geschlummert hatte. Der vom langen Hungern entkräftet in ihrem weißen Raum liegenden Mutterspinne, die am Ende ihrer Tage angekommen war, konnte das nicht entgehen. Als sie unter dem Teppich aus Fäden das neue Leben sich regen fühlte, erhob sie sich mühevoll auf ihre geschwächten Beine und fraß sich durch die Decke des Sackes, der Mutter und Kinder trennte. Unverzüglich strömten zahllose kleine Spinnen hinein in den weißen Raum. Es hatte ganz den Anschein, als bestünde der Teppich selbst aus unzähligen Molekülen und bewege sich.

Die kleinen Spinnen eilten durch das Fenster der Kuppel hinaus auf die Zweige der Rose, die im Sonnenschein lagen und vom Wind umsäuselt wurden. Ein Teil der Spinnen drängte sich auf den schwer unter der Gluthitze leidenden Blättern der Rose zusammen, ein anderer begab sich neugierig zu den Blüten, die reich an Nektar waren. Ein dritter Teil wiederum begann, so schnell, dass das Auge kaum zu folgen vermochte, zwischen den Zweigen der Rose feine Fäden zu spinnen, die den Himmel kreuz und quer zerteilten. Hätten die Spinnen Stimmen besessen, die Rose im hellen Tageslicht hätte getönt wie eine in einer Baumkrone hängende Violine im Wind.

Am Fenster zur Kuppel aber kauerte einsam und allein die zu einem Schatten abgemagerte Mutterspinne. Schon seit einer Weile regte sie sich nicht mehr. In der Abge-

schiedenheit des weißen Raumes und umgeben vom Duft welcher Rosenblüten starb das Spinnenweibchen, das zahllose kleine Spinnen geboren hatte, an diesem Ort mit seiner Decke aus einem seidenen Vorhang, der sowohl Geburtsstätte als auch Grab war, und empfand dabei die grenzenlose Freude einer Mutter, die ihre Bestimmung erfüllt hatte – sie, die beinahe wie „das Böse“ selbst in der hochsommerlichen Natur lebende und Bienen mit ihrem Biss mordende Frau.

(Niederschrift im April 1920)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „*Onna*“. Erstveröffentlichung in: *Kaizō*, 1920/5.

Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 4.

Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 124-126.

Armin Stein ist Japanologe und Soziologe (M.A.).

Er hat zwei Jahre in Kunitachi-shi in der Präfektur Tokyo gelebt und kann auf zahlreiche weitere Japanaufenthalte zurückblicken, u. a. in Osaka und Yokohama. Als Übersetzer japanischer Literatur beschäftigt er sich seit vielen Jahren mit Person und Werk von Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) und hat – nicht zuletzt durch Veröffentlichungen in den OAG Notizen – zahlreiche Werke dieses bedeutenden japanischen Schriftstellers der klassischen Moderne erstmals in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Als Buchveröffentlichungen liegen vor:

Akutagawa Ryūnosuke:

Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen.

Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium Verlag, 2003.

Akutagawa Ryūnosuke:

Die Fluten des Sumida. Ausgewählte Erzählungen und Prosa.

Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2010.

Akutagawa Ryūnosuke:

Magie. Erzählungen, Reiseberichte, Drehbücher und Stücke.

Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2021.

Akutagawa Ryūnosuke:

Traum.

Mainz: Golden Luft Verlag, 2021.